

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

14.5.1933 (No. 20)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 20



14. Mai 1933

Willy Brandl / Eine Karlsruher Kellnerin in der Weltgeschichte

Am 25. März 1817 traf Karoline Prinzessin von Wales (oder Wallis, wie man damals sagte), die Gemahlin des späteren Königs Georg IV. von England, von München kommend, in Karlsruhe ein. Sie stieg in der „Post“, dem späteren Gasthof zum „Erbprinzen“ — an Stelle des heutigen Warenhauses Tisch — ab. Am selben Abend fand eine Hofafel zu 40 Gedecken statt. Ferner wurden der Prinzessin zum Dienst bestimmt: Oberkammerjunker von Ende, Kammerherr von Baumbach, 2 Pagen, 2 Offizianten, 1 Heibuch, 2 Läufer und 4 Laquaien. Die meisten Abkommandierten wurden aber dem Großherzoglichen Hof wieder zur Verfügung gestellt, so daß die ganze „Aufwartung“ aus dem Oberkammerjunker, dem Kammerherrn und 2 Laquaien bestand. Tags darauf war in der oberen Galerie des Schlosses ein großes Festbankett zu 60 Gedecken, zu dem alle anwesenden auswärtigen Gesandten geladen waren, die Herren mit dem Orden über dem Rock, die Damen in runden Galakleidern. Tags darauf schloß sich ein Besuch des Theaters an (Johann von Paris!); nach diesem begaben sich die Hoheiten unter „Bortretung“ des Hofes durch den reich beleuchteten Gang nach Hof in den Salon der Großherzogin und soupierten dann in der unteren Galerie. Am 30. März endlich fand wieder ein Bankett statt, dann beurlaubte sich der Besuch, um Nachts 11 Uhr die Reise nach Erfurt fortzusetzen.

Wenn man so die Berichte der Hostagebücher liest, so unterscheidet sich dieser Fürstenbesuch scheinbar gar nicht von allen anderen. Und doch war die Frau Prinzessin von Wales schon damals in einen europäischen Skandal allergrößten Ausmaßes verwickelt.

Als 27jährige braunschweigische Prinzessin — Tochter eines minderwertigen Vaters, der als einer der größten Menschenverkäufer in der deutschen Geschichte ein unrühmliches Ansehen genießt, außerdem der unglückselige Oberbefehlshaber des preussischen Heeres bei Jena war, und einer reichlich geistig beschränkten Mutter — heiratete sie den englischen Prinzen von Wales. Schmeichler nannten ihn den „Ersten Gentleman der Welt“, in Wirklichkeit war er nichts anderes wie ein zügelloser Sinnenmensch, leidenschaftlicher Spieler, haltloser Trunkenbold und sinnloser Schuldenmacher. Die Ehe — trotz gegenseitiger persönlicher Abneigung unter dem Zwang Georgs III. geschlossen, der diese Heirat als Bedingung dafür setzte, daß er dem Sohn wieder einmal seine phantastischen Schulden bezahlte — war von Anfang an unglücklich. Bald erfolgte eine äußere Trennung, Georg IV. tat alles, um seine Frau in der englischen Öffentlichkeit unmöglich zu machen, verbot ihr den Zutritt bei Hofe. Im Jahre 1814 beging dann Karoline die Unklugheit, den englischen Boden zu verlassen. Sie begab sich nach dem Festland und bereiste nun halb Europa bis hinunter nach Konstantinopel, kam auch nach Tunis und Jerusalem; die damals sechsundvierzigjährige kommt uns vor wie ein junges Füllen, das, dem Stall entronnen, nun sich austoben will. Das Leben, das sie auf Reisen führte, war eine Unklugheit. Ihr Gemahl ließ sie aus strengster Überwachung, um Material für eine Ehecheidungsklage zu erhalten. Mit dieser unangenehmen Mission war der dirigierende Minister des neugegründeten Königreichs Hannover, Graf von Münster, beauftragt, der sich bei dieser Ueberwachungsarbeit gern des Freiherrn

Friedrich von Dmpteda bediente, dessen „Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten“ uns die wichtigsten Begebenheiten der abenteuerlichen Reisen der Prinzessin von Wales berichten. Natürlich sind diese Berichte mit Vorsicht aufzunehmen, aber, mögen auch Einzelheiten zu ungunsten der unglücklichen Fürstin übertrieben und entstellt sein, im großen ganzen stimmen sie mit dem überein, was uns auch andere Quellen erzählen. Die Prinzessin von Wales gefiel sich in einem phantastischen, abenteuerlichen Aufzug; nicht lange dauerte es, da hatte der Hofstaat, den sie aus England mitgenommen, sie verlassen. In Mailand nahm sie einen neuen Kurier in ihre Dienste, den Italiener Bartolomeo Bergami; bald aber wurde der ihr ständiger, persönlicher Begleiter, sie ernannte ihn zum Kammerherrn, zum Oberhofmeister, verschaffte ihm verschiedene Orden und den sizilianischen Barontitel, gründete sogar in Jerusalem einen Orden der heiligen Karoline, um ihn ihrem Schützling zu verleihen. Die Schwester Bergamis wurde Hofdame. Kein Wunder, wenn die Welt an diesen merkwürdigen Verhältnissen Anstoß nahm, zudem dem neuen Kammerdiener nachgerühmt wurde, daß er „eine Art Apollo von prächtiger, stolzer Erscheinung, über 6 Fuß hoch“ gewesen sei, und daß seine äußere Schönheit aller Welt auffalle.

Die Folge dieses merkwürdigen Hofstaates, der sich noch durch die verschiedensten abenteuerlichen Existenzen vermehrte, war, daß sich die Fürstlichkeiten und die große Welt langsam von Karoline zurückzogen. Wer an dem Aufzug dieser Fürstin keinen Anstoß genommen hätte, der wollte es doch vermeiden, bei König Georg IV. durch Anteilnahme an seiner Frau unliebsam aufzufallen.

Es macht dem hochherzigen Sinn des Großherzogs Karl alle Ehre, daß er erklärte, nicht Richter über den Lebenswandel der englischen Prinzessin zu sein; als Prinzessin von Wallis habe sie ungeschmälerter Anspruch auf alle höfischen Ehren. Er fragte auch nichts danach, daß England eine Abweisung des Besuches sehr erwünscht gewesen wäre. So fand die Prinzessin hier die oben geschilderte höfische Aufnahme.

Ihr Auftreten in Karlsruhe muß aber höchst merkwürdig gewesen sein. Auf die Kunde von ihrem Herannahen verließ der englische Gesandte Freiherr von Neden Karlsruhe und begab sich nach Stuttgart, um nicht in Karlsruhe zu Konsequenzen gezwungen zu sein. Aber er übermittelte dem Freiherrn von Dmpteda einen Bericht, der offensichtlich auf einen sehr gut unterrichteten Zeugen dieser Tage zurückzuführen ist:

Der badische Hof hatte den Oberzeremonienmeister Baron Edelsheim, den zeremoniellsten und zierlichsten aller Sterblichen, ausgewählt, um die Frau Prinzessin an der Grenze zu begrüßen. Dieser, in großer Hofuniform, Ordensband über dem Rock, mit allen seinen Dekorationen geschmückt, aber — um das Reisekostüm zu markieren — in langen, mit Seide gestickten Beinkleidern und in goldgestickten Maroquinstiefeln, trifft den berühmten Reisezug bei Durlach. Man hält den Zug an, der Baron schwingt sich aus seinem Wagen und nähert sich dem Schlag der ersten Kutsche, um eine Ansprache an die Prinzessin zu reden. Keine Prinzessin, keine Antwort. Ein Reichen mit einer Hand weist auf den Vock hin. Als bald erhebt sich seine Ansprache zum Vock

hin auf, wo die Prinzessin gleichsam in der Luft schwebt, in einem Puffrockkostüm: sehr schmutzige Männerstiefel und seidene Beinleider, scharlachrote Jacke mit Goldtreifen besetzt und mit Pelz gefüttert; das alles überragt von einem Tschako, der mit Pelz verbrämt war. So zog die Prinzessin in die Stadt ein."

Die guten Karlsruher sind dabei sicher auf ihre Rechnung gekommen. Ein anderer Augenzeuge erzählt: „Mit Erstaunen gaffte das Karlsruher Volk nach den Fenstern des Posthauses, wo sich von Zeit zu Zeit ein Türkenkopf aus dem ziemlich bunten Gefolge der Prinzessin bliden läßt."

Damals war am Hof Varnhagen von Ense preussischer Geschäftsträger. In seinen „Denkwürdigkeiten“ bringt er von diesem Besuch den Bericht eines Gewährsmannes, des Grafen von Trautmannsdorff. Denn er selbst wollte damals in Mannheim. Man tut dem aalglatten Höfling sicher nicht unrecht, wenn man annimmt, daß er absichtlich Karlsruhe in diesen Tagen gemieden hat. So läßt er nur seinen Gewährsmann über jenen famosen Kammerherrn erzählen: „Der Oberhofmeister Bergami ist ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem türkischen Jahrhundert trogen kann. In der Melée (d. h. im Handgemenge), wünscht ich ihn mir als Vordermann. Bei Tische ist er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich sein, und den Kindern kann er als zweiter Saturn erscheinen. An seiner Brust prangen drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrn-Schlüssel, und auf seinem Säbel die Portraits der Murat'schen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen sehr festen Reiter, und wird als solcher auch dahier geehrt."

Vom Empfang bei Hof erhalten wir durch den Gewährsmann des Grafen Neben eine vorzügliche Schilderung. Es darf dabei bemerkt werden, daß der Empfang der auswärtigen Gesandten auch in den Hofstagebüchern vermerkt ist. Dagegen ist das Auftreten der Umgebung der Prinzessin bei Hof anscheinend absichtlich übergangen worden.

Bei Hof erschien sie stets begleitet von ihren vier Kavaliern. Der erste sogenannte Kammerherr, Ritter sämmtlicher Orden, betitelt: der Baron (ehemals Stallknecht bei Murat), und seine Schwester die Frau Gräfin, stammen aus der Klasse der Mailänder Fischweiber und sprechen einen selbst für Italiener unverständlichen Dialekt. Wenn Ihre königliche Hoheit erscheint, so marschieren die vier Kavaliere im Deploir-Schritt hinter ihr auf. Dann verteilen sie sich in die verschiedenen Gemächer, gleichsam als Wachen. Einer jedoch bleibt stets in ihrer Nähe. Der Baron führt einen Säbel, der mit den Bildern der Familie Murat verziert ist. Er zeigt ihn aller Welt und erzählt dabei, daß ein großer Diamant oben auf gefessen, den die „Briganten“ (die Soldaten des Königs Ferdinand von Neapel) gestohlen hätten."

Wie geistvoll die Unterhaltung beim Empfang des diplomatischen Korps gewesen sein muß, davon gibt uns Graf Trautmannsdorff eine kleine Probe: „Wir nahmen uns recht schön aus. Da sie uns in Beziehung auf ihre Reisen nur die Bemerkung mitteilte, daß das Karlsruher Klima angenehmer sei als jenes

von München, und wir hierüber schon ziemlich genaue Notizen hatten, so vermag das genannte Korps über den weiteren Nutzen, welchen die Prinzessin aus ihren vielen Reisen gezogen, nicht wohl zu entscheiden."

Sonst müssen aber, nach dem Bericht des Gesandten Neben, die Karlsruher Tage für den Besuch recht anregend verlaufen sein. „In der Fasanerie trug die Prinzessin ein türkisches Kleid und saß rittlings zu Pferde; ein großes gesticktes Tuch, in das sie sich gewickelt hatte, verhüllte etwas diesen männlichen Anzug, gab ihr aber das Aussehen des Pankenschlägers vor einem Kürassierregimente. Am Sonntage war großes Diner bei Hofe, Montag abermals Diner und Souper. Dann tanzte die Prinzessin, nach dem Klavier, mit dem Baron Edelsheim die Mazurka und den Monserino, darauf mit der Großherzogin und ihren Hofdamen eine Francaise."

Der Trübel in Karlsruhe war bald zu Ende. Die vorsichtigen Diplomaten lehrten zurückschließen. Und nun schließt sich an diesen Besuch ein beschämendes Nachspiel. Der Gesandte von Neben, „der ergraut, von Zucht und Ehrbarkeit um würdigerer Bestimmung erfüllte Mann" — wie Varnhagen ihn nennt — mußte auf Befehl von London aus die niedrigsten Nachforschungen unter den Kellnern und Stubenmädchen der „Post" anstellen. Besonders das Zeugnis einer Kellnerin erschien dabei wertvoll, sie wurde anscheinend durch vieles Geld bewogen, nach London abzureisen.

Als Karoline nach England zurückgekehrt war, war Georg IV. nach dem Tod seines Vaters König geworden, er wollte seine Frau aber nicht als Königin anerkennen, ließ vielmehr Scheidungsklage gegen sie vor dem Oberhaus erheben. Dieser Prozeß gestaltete sich zu einer der größten Skandalgeschichten des vorigen Jahrhunderts. Er beanspruchte 52 Sitzungen des Oberhauses und dauerte 5 Monate. Unter den 25 Belastungszeugen erschien jene „Kellnerin aus Karlsruhe"; auf ihr Zeugnis gründete sich ein Absatz der Anklageschrift, den wir in einer Tageszeitung in Wortlaut nicht bringen wollen. Er zeigt das unglaublich tieferstehende Niveau dieses königlichen Prozesses. Undeutend ist lediglich gesagt, daß das Karlsruher Stubenmädchen absolut eindeutige Beobachtungen über die Prinzessin und ihren Hofmeister zu machen wußte und der bekannte Herr Magranti diesmal Bergami hieß.

Daß der Prozeß infolge der für Karoline günstigen Volksstimmung niedergeschlagen wurde, daß sie diese Rechtfertigung nur mehr um ein Jahr überlebte — es ging das Gerücht, der König habe sie vergiften lassen —, ist hier nicht von Wichtigkeit. Genau so, wie hier über Schuld oder Unschuld der Königin nicht geurteilt werden soll. Ein Wort der Entschuldigung möge aber angeführt werden, ein fürchtbares Wort, um so fürchtbarer, als es von der jungen Tochter des streitenden Königspaares ausgesprochen wurde: „Meine Mutter war schlecht, aber sie wäre nicht so schlecht geworden, wenn mein Vater nicht noch viel schlechter gewesen wäre."

Ernst Wahle / Die Einsheimer Altertumsgesellschaft, 1830 bis 1847

Wenn heute gerne gesagt wird, daß die Gegenwart auch mit auszuführen habe, was einst die Romantik geplant, daß die „Deutschkunde" mehr als bisher herauszustellen und in allen Schulgattungen zu pflegen sei, und daß die wissenschaftliche Kleinarbeit von zwei dem Positivismus ergebenen Generationen jetzt in dieser neuen Beleuchtung erst zu richtiger Geltung komme, dann hat auch für die vaterländische Altertumskunde endlich die Stunde geschlagen. So eifrig aber diese trotz mancher Fesseln schon in den letzten zwei Jahrzehnten an der Formung unseres Nationalbewußtseins mitgearbeitet hat, so wenig war sie, beansprucht insbesondere auch mit den Aufgaben der Denkmalpflege und der Museumsverwaltung, in der Lage, über ihre eigene Herkunft und ihre Stellung in den Geisteswissenschaften nachzudenken. Der Neuhumanismus hat die Entwicklung der vaterländischen Archäologie gehemmt, und die römisch-germanische Forschung ist ohne die Förderung der klassischen Altertumswissenschaften deswegen geworden, weil der Fundstoff sich von selber uns aufdrängte und nach wissenschaftlicher Behandlung verlangte; trotzdem wird in einem vor zwei Jahren erschienenen Buche, welches die archäologischen Entdeckungen des zwanzigsten Jahrhunderts einem größeren Leserkreis darzustellen sucht, die Auffassung vertreten, daß „auch die nicht-römische Bodenforschung in Deutschland ein Kind der klassischen Archäologie" sei. Die vaterländische Altertumskunde wird also sehr gut tun, jetzt auch einmal ihren eigenen Wurzeln gewissenhaft nachzugehen und festzustellen, welchen Quellen sie eigentlich entspringt. Gerade der Kampf um das humanistische Bildungsideal, der jetzt neu belebt wird, bedarf entscheidender Waffen, die natürlich nur auf dem Wege der exakten wissenschaftlichen Kleinarbeit bereitgestellt werden können. Sieht man sich aber einmal in der deutschen Geistesgeschichte genauer um, dann ergibt es sich sehr bald, daß die Vorgeschichtsforschung von der Romantik aus der Taufe gehoben wird. Neben der Begeisterung für die Helden des Nibelungenliedes und für Arminius, neben dem tätigen Interesse an den Altären gotischen Stiles und sonstigen Denkmalen des Mittelalters steht ebenso

selbstverständlich wie ausgedehnt das Interesse an vorgeschichtlichen Gräbhügeln und Reihengraberfeldern.

Diese vorzeitlichen Altertümer sind ein Stück der eigenen Geschichte; in den Gräbern sieht man das eigene Geschlecht, und die Beschäftigung mit diesem Stoff ist persönliches Bedürfnis und innerstes Erlebnis. Noch ist diese Arbeit keine Berufstätigkeit, sondern die Nebenbeschäftigung in den Stunden der Muße. Man nutzt die Ferien für die Grabung, und die Zeit nach Feierabend für die privaten Studien. Wenn trotzdem eine sehr umfangreiche Arbeit geleistet wird, so deshalb, weil die Zahl der freiwilligen Kräfte sehr groß ist; scheint es doch oftmals so, als ob es für unsere Väter in diesen Jahrzehnten eine Selbstverständlichkeit sei sich außerberuflich noch mit irgendeinem Gebiete ernstlich zu befassen. Selbst in den kleinen Städten finden wir Lesezirkel und Vereinigungen, welche der gegenseitigen Belehrung und Anregung dienen. Gerade in den Kleinstädten wird die Vorgeschichtsforschung besonders betrieben. Wer von uns möchte glauben, daß in Schlieben und Großenhain damals namhafte Prähistoriker tätig waren, oder daß der Direktor des Gymnasiums ausgerechnet von Salzwedel es damals war, der die erste große zeitliche Ordnung des deutschen vorgeschichtlichen Fundstoffes wissenschaftlich begründete? Auf den wichtigsten süddeutschen Vertreter dieser ersten Generation von Prähistorikern, den Stadtpfarrer Karl Wilhelmi in Einsheim, ist an dieser Stelle schon einmal aufmerksam gemacht worden (19. Jahrgang 1930, Nr. 19 vom 11. Mai). Heute sei hier derjenigen Altertumsgesellschaft gedacht, die er gründete und deren Seele er war. Hat diese Vereinigung nur kurze Zeit bestanden und die Krise der deutschen Geschichtsvereine, welche diese in den 1850er bis 1870er Jahren erlebten, nicht überdauert, so war sie doch von geschichtlicher Wirksamkeit. Wie die Gedanken Wilhelmi über die Zeitordnung des Fundstoffes von Ludwig Lindenschmit in Mainz (Gründer und Direktor des dortigen römisch-germanischen Zentralmuseums) weiter gepflegt werden und sich zum gesicherten Besitz der Wissenschaft gestalten, so ist auch die Arbeit der Einsheimer Gesellschaft nicht umsonst

gewesen. Ohne sie wäre es nicht so bald zu derjenigen staatlichen Ordnung der vorgeschichtlichen Denkmalpflege gekommen, deren wir uns seit den 1850er Jahren des vergangenen Jahrhunderts erfreuen.

Die Sinsheimer Gesellschaft gehört also zu denjenigen zahlreichen Geschichts- und Altertumsvereinen, welche die Romantik überall in Deutschland ins Leben rufen. Sie wird getragen von der Bildungsschicht des nördlichen Baden, sowie einem kleineren Kreise außerhalb wohnender Interessenten. Ihr Zweck ist die Erhaltung und Mehrung der gesamten Geschichtsdenkmale; ihre Sitzungen enthalten im wesentlichen schon alle diejenigen Grundzüge, welche heute den Organen der staatlichen Denkmalpflege vorzuleben. Als das äußere Band der Gesellschaft dient der gedruckte Jahresbericht, der zwar sehr bald nicht mehr regelmäßig herausgegeben werden kann, aber es doch zu der stattlichen Folge von 14 Hefen bringt. Sinsheim ist deshalb Sitz der Vereinigung, weil die Grabhügel des Kraichgaues die Veranlassung ihrer Entstehung sind und Wilhelm, eine geborene Führernatur, hier wohnt. Aus dem Kreis der Freunde deutschen Altertums, welche in den Jahren 1827 und 1828 eine Reihe von Grabhügeln öffnen, wird 1830 diese Vereinigung, welche in ihrer ersten Sitzung Wilhelm zu ihrem Direktor wählt.

Ursprünglich beabsichtigt die Gesellschaft, ebenso wie die anderen Geschichtsvereine, auch Altertümer des Mittelalters zu sammeln. Schon im ersten Vereinsjahr bringt man deshalb einen gotischen Altar an sich, der aus der Kirche des benachbarten Dorfes Dühren stammt. Aber diese Sammlung wird nicht fortgesetzt; man entledigt sich sehr bald wieder dieses Stüdes, und wir vermischen auch die von den anderen Vereinen angelegten Bestände von Urkunden und Taufbüchern, Glocken und kunstgewerblichen Kleinaltertümern. Vielleicht empfindet man die Schwierigkeiten, die dem Zustandekommen einer auch nur einigermaßen geschlossenen Sammlung auf diesen Gebieten entgegen stehen; vielleicht kommt hinzu, daß sich ein kundiger Berater für diese Gebiete in den Reihen der Mitglieder nicht findet. Jedenfalls beschränkt sich die Gesellschaft fast ausschließlich auf das vor- und frühgeschichtliche Stoffgebiet, welches rasch zum besonderen Arbeitsfeld ihres Direktors wird. Diese Beschränkung zeitigt insofern ihre Früchte, als die Vereinigung, deren Mittel sich nur aus den freiwilligen Beiträgen der Mitglieder ergeben, sich nicht zersplittert und nun auf dem einen Gebiete etwas Bleibendes leistet. Es ist keine Ueberhebung, wenn Wilhelm in seiner Darstellung der Geschichte Sinsheims (1856) gelegentlich der Besprechung der Ereignisse des 19. Jahrhunderts sagt, daß „durch diese Sinsheimer Gesellschaft der Name Sinsheim nun in ganz Europa bekannt“ geworden sei. Denn der Direktor der Vereinigung wird als einer der bekanntesten Vertreter der vorgeschichtlichen Forschung in den gleichgestimmten Kreisen überall geehrt und beehrt. Nur ein einzelnes Glied eines großen Gebäudes, das die romantische Forschung damals errichtet, nimmt die Sinsheimer Gesellschaft dank den besonderen Eigenschaften ihres Direktors doch eine bevorzugte Stellung ein. Zahlreiche andere Vereine treten zu ihr in nähere Beziehung, und der Empfang, der Wilhelm auf seiner einzigen Reise nach dem Norden im Sommer 1839 in Halle, Leipzig und Dresden zuteil wird, gilt sowohl der Vereinigung wie auch ihrem Direktor.

Aber der Quell, dem die Gesellschaft entspringen, verfliehet im Laufe der Zeit wieder. Mehr und mehr nur durch den Direktor selbst gebildet, geht die Vereinigung langsam dahin. Wilhelm äußert sich nirgendwo über diese Entwicklung und die Gedanken,

die sie in ihm hervorrufen. Daß die romantische Welle langsam verfliehet, entgeht ihm natürlich so wenig wie seinen Altersgenossen. Schon in dem ersten Jahresbericht hören wir von der „vielbewegten“ Zeit und von dem Wunsche, daß die Politik, in diesem Falle die Zukunftsrevolution, die Entwicklung der Vereinigung nicht stören möge. Nüchterne Tatsachen dämpfen mehr und mehr die ehemals vorhandene Begeisterung; man steht inmitten einer geschichtlichen Entwicklung, die den Einzelnen unmittelbar angeht. Dazu kommt, daß Wilhelm von Anfang an nicht nur Direktor der Gesellschaft ist und Seele des Ganzen, sondern eigentlich auch der Einzige in der Vereinigung, der nachhaltig für sie und ihre Jahresberichte arbeitet. Die zunehmende, auch durch das Alter mit bedingte Vereinsamung veranlaßt ihn, im Laufe der Zeit an das Schicksal des schönen „Antiquariums“ zu denken, welches die Gesellschaft durch ihre Grabungen zusammengebracht hat. „Am nun“, so sagt er selbst, „diese Sammlung gemeinnütziger zu machen und dieselbe auch für die Zukunft in gutem Stande zu erhalten, sprach die Sinsheimer Gesellschaft, auf Anregung ihres langjährigen Direktors, im August 1850 die Bitte aus, daß derselben ein Platz in der Gr. Kunsthalle eingeräumt werden möchte.“

Damit wird der vorgeschichtliche Fundstoff, welchen die Gesellschaft in dem Raume zwischen Wiesental und Osterburken, Walldorf und Wimpfen zusammengebracht hat, zum Grundstock der entsprechenden Abteilung der späteren Gr. Sammlungen und des jetzigen Landesmuseums. Es ist deshalb der einzige nennenswerte Fundbestand des Landes aus der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, weil die Sinsheimer Gesellschaft in Baden keine Parallele hat. Eine von Friedrich Creuzer in Heidelberg angeregte Vereinsgründung kommt nicht zustande, und die in Freiburg schon 1826 ins Leben getretene historisch-heimatkundliche Vereinigung schläft nach wenigen Jahren wieder ein, obwohl Rotted und Feurich Schreiber in ihr tätig sind. Wenn die Sinsheimer Gesellschaft schon von etwa 1845 an nicht mehr ausgräbt und Wilhelm sich bis zu seinem Tode (1857) darauf beschränkt, nur noch verarbeitend tätig zu sein, dann ist dies nicht nur in Wilhelms zunehmendem Alter und seinem Gesundheitszustand begründet, sondern vor allem auch darin, daß um diese Zeit eine neue Vereinigung ihre Wirksamkeit beginnt, welche das ganze badische Land als ihr Sammel- und Forschungsgebiet ansieht. Zwar besteht dieser in Baden-Baden gegründete Verein, zu dem Wilhelm selbst in enger persönlicher Beziehung steht, ebenfalls kaum länger als ein Jahrzehnt, und auch seine Sammlungen, die fast allen Teilen des Landes entstammen, gelangen dann nach Karlsruhe. Aber sein Gründer und Direktor, der Hofmaler August von Beyer, wird von der Landesregierung zum Konservator der Geschichtsdenkmale und zum Verwalter der nunmehr staatlichen Sammlungen berufen.

Der Staat setzt fort, was die private Initiative begonnen hat. Gebieterisch verlangt der immer größer werdende Kreis der Aufgaben, den die allseitige wissenschaftliche Erforschung des Landes mit sich bringt, nach der Unterstützung durch die öffentliche Hand. Die Sinsheimer Gesellschaft geht dahin, weil sie auf nur zwei Augen ruht, und weil der kleinen Landstadt Sinsheim diejenigen nennenswerten geschichtlichen Erinnerungen fehlen, welche in anderen Kleinstädten (wie z. B. Rottweil) die Entwicklung der Geschichtsvereine günstig beeinflussen. Wie aber Wilhelm aus der älteren Geschichte der Prähistorie nicht hinwegzudenken ist, in der er die Ordnung des Stoffes maßgeblich bestimmt hat, so mündet seine Sinsheimer Gesellschaft in die Organisation der Landesdenkmalpflege aus.

Roland Betsch / Tumult im Tümpel

Ich kann jetzt trockenen Fußes vom Ufer auf die große Rheininsel hinüber. Auf die Urwaldinsel; die Wildnisinsel. Es hat lange nicht geregnet, und wo sonst die stillen Altwasser zwischen den Erlen und Kopfweiden brüten, dort liegt jetzt trockener Sand, auf dem die Malermuscheln glänzen. Das vorjährige Schilf, dreimannhoch, leuchtet braun und kauft im Winde. Wildgeflügel ist auf der Flucht. Draußen, wo das niedere Wasser den Strand kühlt, tummeln sich in schwarzen Scharen kreischend die Wasserhühner, die Kridenten und Haubentaucher. Kriebitz vollführen ein burleskes Flugspiel.

Hinter den riesigen Pappeln, den hageren Gespensterbäumen, strömt der Rhein; unruhig bewegt, ein grüner, singender Wanderer. Rauch quillt bößartig finster aus den Schornsteinen vorbeifahrender Schleppdampfer. Was kümmert mich. Ich will auf die weite, gelbe, flache Sanddüne, die heute, frei vom schützenden Wasser, alle Geheimnisse preisgibt. Die jungen Schilfstängel, gefährliche, klebrig zähe Dolche, stoßen schon handbreit aus dem Boden. Wasserpflanzen brechen erstaunt aus den Keimen und suchen dumpf ratlos ihr feuchtes Element.

Ein Tümpel. Mitten in der sonnenglänzenden Sandfläche ein wassergefüllter Tümpel; so breit und lang, daß ich über ihn hinwegschreiten kann. Eine Welt für sich. Ein System. Man tut gut, sich den wunderlichen Tümpel zu betrachten. Die Sonne, brutal in ihrer gebärfreudigen Beseffenheit, brennt auf ihn nieder. Ich sehe an den feuchten Rändern, daß der Tümpel vor

wenigen Stunden noch größer war. Die Sonne säuft ihn aus. Sie saugt ihn langsam leer. Ich setze mich in den heißen Sand und bin mit einem Male maßlos allein. Braun und brausend wächst das Schilf über mich hinaus. Der Tümpel, zitterndes Auge der Insel, schaut mich mit dunkler Ergriffenheit an. Ich beuge mich nieder und sehe, daß der Tümpel den ganzen Himmel eingefangen hat. Wolken wandern im Tümpel; große, weiße Wolken, stille Fregatten rätselhafter Welt.

Im gleißenden Injelaunge regt sich das Leben. Ich sehe plötzlich keine Spinnen und Stelzenreiter im rasenden Zickzack über die Wasseroberfläche huschen. Die Hornhaut des Auges zittert. Feines Kränzeln bildet sich. Sieh nur: ein Frosch. Und noch ein Frosch. Wie konnte ich sie übersehen. Sie hocken halb im Wasser, sind gelb wie der Sand und glohen mich mit einer kaltblütigen Fremdheit an. Unverwandter Blick aus Froschaugen. Wieviel Wunder bergen die Schächte dieser bronzenfarbenen Pupillen. Noch näher beuge ich mich über den Tümpel. Da stoßen die Frösche ins Wasser. Der Grund wird wolkig aufgewühlt. Nun sind sie verschwunden. Aber die Wasserreiter sind nervös geworden und zucken wie substanzlose Blitze über den gläsernden Spiegel. Das Tümpelauge wird magisch lebendig. Ganz aus dem Ufergrund, wo ich die Rezhaut vermutete, aus dem durchbluteten Geheimnis heraus müht sich phlegmatisch ein braunes, flaches Ding, Schmutzig. Erstaunt träge. Ein Wasserläufer. Er rudert durch das sonnige Wunderland und taucht jetzt in eine schleimig graue

Masse hinein. Frohschlag; ein breiter, zäher, gequollener Klumpen. Ich begreife: das Ergebnis einer einsamen Hochzeit. Die warme, frühe Sonne hat die Frösche heiterslustig gestimmt. Und der Käfer, mit einem Male ganz lebendig und wendig geworden, taucht in die schlüpfrige Unsterblichkeit. Ich vermute, daß er sich dort — mit Verlaub zu jagen — den Bauch vollkriegt. Nein, wir werden es nie begreifen.

Der Laich aber weckt meine Abenteuerlust. Ich will den Käfer aufstöbern im Scharaffenland. Mit einem kleinen Stock stoße ich vorsichtig in die quallige Masse. Gott steh mir bei: ein schwarzer Schwarm stößt wimmelnd daraus hervor. Viele Hundert schwarze Schwänzlein, wie Interpunktionszeichen, sind in hellstem Aufruhr begriffen. Es sind die frisch ausgeschlüpften Maulquappen, die nun den Tümpel, das melancholische Auge der Insel, mit einem stummen Tumult erfüllen. Mit meinem Stock steigere ich den Tumult. Ich verursache eine wahre Panik. Die Interpunktionszeichen, schwarze Heerchar des Teufels, jagen planlos umher. Sie können, urmächtig mobil gemacht, nicht mehr zur Ruhe kommen. Zehn Minuten erst leben sie und schon ist das klackernde Entsetzen unter sie gefahren. Nein, ich will sie nicht länger beunruhigen. Zu schön ist dieser Tag; zu weit geöffnet die Welt.

Man muß sich auf den Rücken legen und in den blauen Himmel schauen. Da liege ich nun und treibe dahin. Mit der Erde, mit der Sonne, Gott mag wissen, wohin. Ich segle durch

den Raum. Alles dreht sich; alles ist bewegt. Auch der Tümpel ist ein Teil vom großen Wunder. Bin ich, am Univerfium gemessen, mehr oder weniger als ein Interpunktionszeichen? Ich liege und träume an einem Tümpel. An einem Auge stege ich und fühle, daß ich Teil bin von feuchter Erde und strömendem Wasser.

Der Tumult im Tümpel ist zu Ende. Welt geöffnet glänzt das stille Auge der Insel. Heute abend wird das Auge erloschen sein. Die Sonne hat es leer gebrannt. In der ausgehörten Höhle werden tausend tote Schöpfungsgebilde liegen. Traurig, darüber nachzudenken.

Man könnte, überlege ich, einen kleinen Kanal bauen bis hinüber zum Altwasser. Alles Lebendige hätte freien Abzug in zuverlässiges Element. Dem Tümpelgetier wäre die Möglichkeit geboten, schleunigst auszuwandern, bevor der Erstickungstob kommt. Auf diese Weise könnte man dem brutalen Naturvorgang gentel ins Handwerk pfeifen.

Ja, ich will einen Graben bauen. Miltätige Aber, die dem Tod ein Schnippchen schlägt. Man bedenke: rund tausend Maulquappen leben weiter. Werden Frösche. Regen wieder Eier. Es schlüpfen neue Interpunktionszeichen aus. Auch diese, Frösche geworden, halten kaltblütige Hochzeit. Im übernächsten Jahre sind es dann — — —!

Ist vielleicht zufällig ein Mathematiker anwesend?

Albert Hausenstein / Wir Karlsträßler

Erinnerungen eines alten Karlsruhers.

I.

Zur Geschichte der Karlstraße.

Hat mein Landsmann Karl Eisenlohr die Karlsruher Herrenstraße geschichtlich verherrlicht, so mag es mir vorbehalten sein, den Präzisionen der Karlstraße, meiner engeren Heimat, zu machen. Da ich indes ein Vierteljahrhundert jünger bin als der wohlgenute Schilderer der alten Herrenstraße, reichen meine Erinnerungen selbstverständlich auch nicht so weit in die Vergangenheit zurück. Immerhin weiß auch ich, dessen zweite Heimat seit 1909 die schöne Stadt an der Nar ist, mancherlei aus den alten Tagen meiner lieben Vaterstadt Karlsruhe zu berichten. Zunächst jedoch sei ein kleiner bausgeschichtlicher Abriss über die Entstehung der Karlstraße gegeben.

Unsere Karlstraße ist heute ungefähr 130 Jahre alt. Frühzeitig schon gab es Ansiedlungen und Häuser vor dem alten, ehrwürdigen Mühlburger Tor. Eines der ersten Gebäude in der Karlstraße, die ursprünglich Kaufhausstraße genannt ward, weil Weinstreber geplant hatte, am Nordende der Straße große Kaufhäuser in Verbindung mit dem projektierten Rheinfanal aufzuführen, später aber den Namen des Großherzogs Karl (1811 bis 1818) trug, unter dessen Regierung mit ihrem Ausbau begonnen wurde, war das Schlachthaus, das an der Ecke des Ludwigsplatzes und der Karlstraße stand, etwa da, wo sich geraume Zeit hernach das Kaffeehaus Kusterer erhob. Ein Ferdinand Kusterer erscheint noch 1883 als „Restaurateur“ im Hause Karlstraße 21 a.

Die Errichtung des Schlachthaus am Landgraben, der hier durchfloß, fällt in die Jahre 1806 und 1807. Man darf also diese Zeit als die eigentliche Geburtsstunde unserer Karlstraße bezeichnen, wenn sie offiziell auch erst 1812 eröffnet worden ist.

Als nächster baute der Bierwirt Scheelmann sodann 1809/10 das Haus Nr. 21, das der alten, 1809 gegründeten Grenadierkaserne gegenüber lag. Als bald folgten weitere Hausgrundsteinlegungen. Im Jahre 1814 bebante der Küfer Wicherer den Eckplatz an der Karl- und Amalienstraße — mir ist diese Gegend aus den achtziger Jahren insofern noch in besonders lebhafter und angenehmer Erinnerung, als damals dort „der Bolbrini“ wohnte, ein italienischer Südsüchtelhändler, bei dem meine Mutter mitunter Datteln, Feigen oder gar Orangen für ihre Sprößlinge kaufte —, und erhielt bald darauf für 200 Gulden die Realgastwirtschaftsgerechtigkeit zum „Russischen Kaiser“, der später in „Kaiser Alexander“ umgetauft wurde. Es folgte 1816 das Schwaab'sche Haus, Karlstraße 19, das der Maurer Müller erbaute, und noch einige andere.

Aber wie sah es in der damaligen Karlstraße aus? Der heutige Ludwigsplatz war, wie bereits gesagt, von dem überdustenden Landgraben durchflossen, über den an dieser Stelle noch 1815 zwei Brücken führten. Der eine dieser beiden Stege, ein altersschwaches, baufälliges Gestell, befand sich in der Erbprinzenstraße, der andere zierte seit 1810 die Karlstraße, war massiv aus Stein errichtet, 40 Fuß breit, mit Fahrbahn und Gehweg versehen und sogar mit Sitzbänken und einem eisernen Geländer ausgestattet. Von dieser Landgrabenbrücke ging es hinab zur Pferdeschwemme, von wo aus übrigens im Falle von Feuerznot auch die Böschmaßnahmen ausgingen. Im Jahr 1816 machte man sich dann endlich daran, den bisher offen seine Bahn ziehenden, stinkenden Landgraben, dessen Gestade vor den jetzigen Häusern

Nr. 55—61 „Unterer“ oder „Alter Staden“ hießen, in seiner ganzen Ausdehnung von der Erbprinzen- bis zur Karlstraße fast zu überwölben. Bevor man aber noch die Karlstraße, welche als breite Verkehrsader angelegt war, über den Landgraben hin verlängert hatte, führte von dem hölzernen Karlstor aus, das 1816 von seinem ersten städtischen Torwart und Böllner bezogen wurde, ein schnurgerader Weg nach Beiertheim, der in den Jahren 1815—1819 gründlich erneuert wurde. Bezüglich des Torwärters daselbst erklärte jedoch 1821 die Polizeibehörde, „es bedürfe hier keines Ostrois- und Zollerhebers, weil die Wache daselbst ja doch nichts Akzispflichtiges einlassen dürfe, und weil, wer zum Karlstor hereinwolle, doch vorher an dem Ettlinger- oder Mühlburger Tor vorbeimüsse, von wo er ohnedies einen weiten und schlechten Weg zum Karlstor hätte...“ Die beiden Torhäuser selbst wurden an Stelle einer Palisadenpforte, „Feldtor“ oder auch „Beiertheimertor“ genannt, woselbst zu beiden Seiten ein Torwärters- bzw. Offizierszimmer sich befand, in den Jahren 1829/30 von Hübsch in Stein aufgeführt. 1873 wurden die verkehrshindernden Torgitter und 1912 die Torhäuser selbst abgebrochen. Was mich angeht, habe ich volle neun Jahre meinen Schulranzen durch das Karlstor hindurchgetragen auf dem Weg nach der Bismarckstraße ins Gymnasium.

Die am Karlstor erstellten Eckhäuser, das Welchens'sche und das von Verckholz'sche Haus, standen lange Zeit völlig vereinsamt da, weil, wie wir gesehen haben, die Karlstraße nach dem Ludwigsplatz zu zuerst bebaut wurde.

Bezüglich des ehemaligen Karlstors wäre noch zu sagen, daß die beiden Torhäuschen ein zweiflügeliges, schmiedeeisernes Gittertor, das die Straßenmitte einnahm, flankierten. Rechts und links von diesem aber befanden sich zwei kleinere Nebentore zwischen zwei schlanken, achtfantigen Steinsäulen.

Für die Karlstraße insbesondere war dreistöckige Bebauung geplant. Allein viele Bewohner, zumal in der Anfangszeit, führten ihre Gebäude nur zweistöckig auf, wobei sie sich verpflichten mußten, die Mauerstärke so zu bemessen, daß später noch ein drittes Geschoss aufgesetzt werden konnte. (Vgl. Arthur Valdenaire, Friedrich Weinbrenner, Sein Leben und seine Bauten, Karlsruhe, 1919.) Im Jahre 1821, also unter Großherzog Ludwig, war dann die Karlstraße von der Langen Straße, der nachmaligen Kaiserstraße, bis hinaus zum Karlstor fertig ausgebaut.

Ueber die Kriegsstraße hinaus aber wagte sich lange Zeit kein Bauunternehmer, weil die Regierung ungläubliche Schwierigkeiten machte, die junge Stadt südwärts zu erweitern. Noch im Jahr 1840, unter Großherzog Leopold, bestand die Karlstraße jenseits des Karlstors gegen Beiertheim hin nur aus einem einzigen Haus. Seit nunmehr 90 Jahren aber, seit 1843, streckt unsere Karlstraße ihre Fühler auch nach dieser Richtung hin erfolgreich aus. Seit 1871 bestehen die Bezeichnungen „Beiertheimer Allee“ und „Beiertheimer Feldweg“, und seit 1879 heißt dieser letztere „Verlängerte Karlstraße“, ein Name, der ebenfalls längst wieder verschwunden ist.

In einem idyllisch zwischen wogenden Kornfeldern gelegenen Gärtnerhäuschen daselbst, dessen Giebelwände heute noch mit roten Rosen und dunklem Eisen umspinnen sind, erblickte ich im heißen Hochsommer 1882 das Licht unseres Planeten.